

So lebten sie zufrieden, Tag für Tag, Jahr um Jahr. Mit ihrem Jungen.

Sie hatten vier Kinder gehabt, aber alle waren gestorben bis auf den einen. Der war zwar auch nun in dem Alter, wo andere Burschen Umschau halten nach einer Lebensgefährtin. Doch Michels Gustav eilte es nicht. Schon als Junge war er schüchtern. Nach seiner Schulzeit wurde er ein rechter Sonderling. Wenn die Jugend des Dorfes Tanzsäle besuchte oder Radpartien unternahm, strich er allein auf den Feldern herum, sammelte Pflanzen und Briefmarken. Er las viel in seinem Realienbuch, das er fast auswendig konnte. Niemand mochte ihn recht leiden. Täglich lief er in die Weberei der nahen Stadt.

Zum Militär war er nicht ausgehoben worden. „Zu schwach“, hatte der Arzt bei der Musterung gesagt.

Da brach der Krieg aus. Das Vaterland brauchte Verteidiger. Es war gar nicht mehr so eigen in der Auswahl seiner Söhne. Auch Michels Gustav wurde eingezogen. Er kam ins Feld.

Schon im Mai 1915 fiel er in Flandern.

Da kehrte großes Leid im alten Weberhause ein. Dem Schmerz folgte Verbitterung. Die beiden Alten gingen nicht mehr in die Kirche. Sie besuchten keine Kriegsbestunde mehr.

Der Pfarrer kämpfte vergebens gegen die Verzweiflung in ihren wunden Seelen. Eines Sonntags saß der Geistliche neben dem alten Ferdinand auf dem Kanapee. Er redete ihm vor von der großen Liebe Gottes, die durch Prüfungen die Seelen der Menschen reif machen müsse für die Ewigkeit. Da fertigte ihn der Alte kurzerhand ab: „'s ist nichts! Herr Pfarrer! 's ist nichts! Wir glauben nichts mehr!“ Sie haßten Gott und die Menschen.

Am meisten nahm das Leid die Mutter mit. Jeder Bißjen des schwarzen Kriegsbrottes würgte ihr im Halse. Bald kränkelte sie. Und zum Ende des Krieges raffte sie die verheerende Grippe hinweg.

Gebückt schlich Ferdinand hinter ihrem Sarge her. Wie geistesabwesend starrte er während der kurzen Abdankung des Pfarrers in das sandige Loch. „Die hats besser!“ dachte er. Die Worte des Pfarrers hörte er nicht. Zuhause schloß er sich wochenlang von allen Menschen ab.

Bis einmal die alte Vollbrüchen zu ihm kam und sagte: „So gehts nicht, Ferdinand! Ich will dir waschen!“ Er willigte ein, und sie brachte ihm alle Sonnabende ein frisches Hemd.

*

Während des Krieges hatte er keine Arbeit hinter dem Webstuhl. Da arbeitete er bei dem und jenem Landwirt und hakte den Bauern das Reifig. Doch jetzt erhielt er ab und zu im Nachbardorfe wieder eine Werste. Nun saß er täglich auf der „Sitzbank“ wie vor Jahren, als die Christe noch lebte. Bei jeder „Klinke“, die er „ließ“, lugte er über die Brille durchs niedrige Fenster. Da rasten die Autos vorbei. Selten kam noch ein Pferdegeschirr gepoltert.

Die beengte Straße zwischen seinem Hause und dem Gasthofs wurde immer gefährlicher. Trotz Warnungstafeln und polizeilichen Vorschriften passierte gerade an dieser Stelle hin und wieder ein Unglück.

Einmal fuhr ein Radfahrer im Ausweichen vor einem Motorrad ihm mit aller Wucht ans Fenster und blieb blutend unter der Wand liegen. „Nun wirds zu arg! Die reißen mir nochs Haus ein!“ hatte er gesagt.

Bald darauf kam der Bürgermeister zu Ferdinand.

„Mein lieber Herr Michel, es wird wohl eine Änderung werden müssen mit Ihrem Haus!“

„Mit meinem Haus?“ fragte Ferdinand und rückte sich die Brille auf die Stirn. Seine Nase wurde noch spitzer. „Ist das jemand im Wege?“

„Nun ja, der Fiskus drängt auf Verbreiterung der Straße, und das kann nur durch Ankauf und Niederlegung Ihres Hauses geschehen.“

„Mein Haus? Das war doch eher da wie der Gasthof!“

„Ja, das wird wohl nicht anders gehen. Sie kriegen gut bezahlt!“

„Na, da kommt Ihr mir gerade! Da wird nichts draus! Mein Haus bleibt!“

Der Bürgermeister ging unverrichteter Sache fort. Im Gehen noch sagte er: „Es wird Ihnen nichts nützen!“

Der Alte hörte schon nicht mehr die Worte. Er jagte empört den Schützen durch die Fäden. In seinem Innern setzte er den Kampf fort, den er eben um sein Vaterhaus begonnen hatte. Er führte Kampf mit dieser Gesellschaft, mit einer neuen Zeit, die er nicht verstand. So heftig stritt er, daß er dabei die Lippen bewegte und für sich murmelte: „Nicht für möglich hält mans! Nicht für möglich! Er zog die leere Spule aus dem Schützen und warf sie zornig in den Korb. Aber ihn sollten sie nicht so leicht mürbe kriegen. Er wollte weben und trogen.“

Der Bürgermeister überlegte auf dem Heimwege, was da zu machen sei. Mit Gewalt wollte er den Alten nicht aus dem Hause bringen. „Rechtshaffene Leute waren es! Und der Alte hat genug Elend erlebt!“ sagte er sich. Aber das Straßenamt drängte. Eines Tages würde der Beschluß vorliegen: das Haus ist zwangsweise zu enteignen. Wenn ein Unglück geschehen ist, dann . . . dann.

*

Vor Ferdinands Haustür stand am andern Morgen der junge Lehrer des Dorfes. Er zog am Hansbündel, das draußen die Stelle der Türklinke ersetzte. Da hob sich drinnen der Riegel, und die Tür sprang auf. Mit krummem Rücken ging er durch den niedrigen Türstoch. Im Haus wars finster, und er stieß an den Bornständer, warf die Holzpantoffeln durcheinander, ehe er die Stubentür fand.

Ferdinand hielt die Lade an, als er den Lehrer erblickte. Mißtrauisch sah er über die Brille.

Der Lehrer kam gleich hinter zum Webstuhl, gab ihm die Hand und frug freundlich nach dem Befinden des Alten. Er interessierte sich sehr für die Handweberei und lobte die saubere Ware.

„'s ist nichts mehr los, Herr Kanter! Mir gehts nicht mehr von den Händen.“

„Doch! Doch, Herr Michel! Bei ihrem Alter! Fünfundsiebzig heißt schon was! Da machen wir vielleicht nicht mehr mit!“

Über das Gesicht des alten Mannes huschte ein freundlicher Zug.

„Das ist eine große Seltenheit jetzt. Schon lange wollte ich mir die Sache einmal ansehen. Nun möchte ich Sie doch bitten, daß ich mit meiner Klasse zu Ihnen kommen darf, und Sie weben den Kindern einmal etwas Nichtiges vor.“

Wieder lächelte der Alte. „Wegen mir! Wenn sie alle reinkönnen?“

Der Lehrer ging.

Nach einer Stunde kam er wieder mit seiner lauten, schwachenden Schar. An zwanzig Buben und Mädels drängten durch Michels Haustür. Lärmend rissen sie im Hausflur den Besen um und stießen an den Scharbalken.

„Nun hübsch anständig!“ mahnte der Lehrer.

Dicht gedrängt standen die Kinder in der Stube. Michel schnellte seinen „Schützen“ durch die Kette, daß der Christe das Herz im Leibe gelacht hätte, wenn sie's mit sehen könnte.

„Dort unten tritt er mit den Füßen,“ erklärte der Lehrer, „und von hier oben kommts Garn herunter.“

„Oh! Nu eben!“ machten die Kinder, die sich drängten und schippten.

Michel „legte Spulen ein“ und „ließ die Klinke“. Er zeigte den Kindern die und jene Arbeit.

„So haben sich Eure Großeltern das Brot verdient. Da standen in jedem Hause drei, manchmal vier Webstühle,“ sagte der Lehrer. Er erzählte noch den Kindern vom Heim-